

Festspielsaison ohne Intendanten möglich

„Eine oder sogar zwei Saisonen ohne Intendanten wären für die Salzburger Festspiele keine Beinbruch.“ Das sagte gestern Bürgermeister und Kuratoriumsmitglied Heinz Schaden der APA. „Wie haben das auch im Kuratorium diskutiert und sind uns darüber einig, dass es absolut keinen Sinn macht, Jürgen Flimm an Salzburg zu fesseln“, argumentierte Schaden. Das Team um den kürzlich doch bis 2011 verlängerten Schauspielchef Thomas Oberender und Konzertchef Markus Hinterhäuser sei stark genug. „Mit der Galionsfigur der Präsidentin Helga Rabl-Stadler und mit dem Namen eines künftigen, starken Flimm-Nachfolgers im Rücken hätte wohl niemand das Gefühl, die Salzburger Festspiele wären führungslos“, sagte Schaden. Zudem sei das Opernprogramm für 2010 und 2011 so gut wie fertig. Ein oder zwei Festspielsommer ohne einen in Salzburg präsenten Intendanten sind also durchaus nicht unwahrscheinlich. Denn auch in der Ausschreibung, die seit wenigen Tagen in diversen Zeitungen veröffentlicht ist, wird ein Intendant für fünf Jahre gesucht und zwar erst ab der Saison 2012.

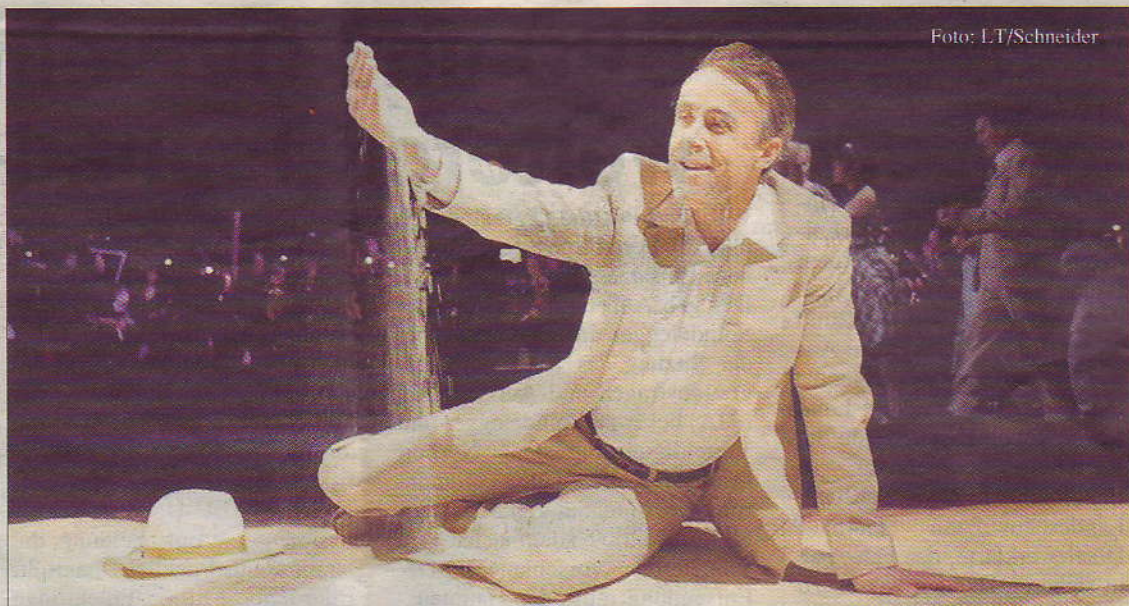


Foto: LT/Schneider

Erwacht zu neuer Lebenslust: Gustav von Aschenbach (Timothy Robinson) verliebt sich in Venedig.

Britten-Finale im Salzburger Landestheater: „Tod in Venedig“ Liebeskrank am Sandstrand

So ganz traut man seinen Augen und seinen Ohren nicht. Während am Strand die Adria-Urlauber in schwülster Sommerhitze braten, während ein alternder Dichter sein Herz an einen holden Jüngling verliert, erzeugt der Orchesterteppich ein spätherbstliches Licht voller Klarsicht. Ein klimatischer Drahtseilakt ist also Benjamin Britten's letzte Oper „Tod in Venedig“. Man fühlt sich an Brahms' sanft-resignatives Spätwerk erinnert, wenn Thomas Manns Novelle über Männerliebe am Rande einer zerfallenden Monarchie in ein sehr persönliches

Klanggewebe übersetzt wird.

Das Salzburger Landestheater hat mit „Tod in Venedig“ – Premeire war am Sonntagabend – seine Britten-Trilogie auf hohem Niveau abgeschlossen. Abermals ist es der Brite Stephen Medcalf, der mit Stilsicherheit und feiner Symbolistik inszeniert. Das Orchester lässt er auf der Bühne musizieren, den frei gewordenen Raum über dem Graben hat Ausstatter Jamie Tartan mit einer Sandbucht überbrückt, die eine fast indiskrete Nähe zu den Akteuren schafft. So bietet sich die Möglichkeit, Timothy Robinsons feines Mie-

nenspiel zu beobachten. Er verleiht dem Schriftsteller Gustav von Aschenbach nicht nur seidig-elastischen Tenorglanz, sondern auch subtile Bühnenpräsenz. Robinson wirkt teils wie nicht von dieser Welt, selbst die grellbunt umgesetzten Visionen lässt er passiv über sich ergehen. Das Rampenlicht überlässt er seinem blonden Engel, den Aschenbach verstohlen beobachtet. Alexander Korobko – Britten verweigert Tadzio eine Stimme – führt ein Ballettensemble (Choreographie: Peter Breuer) an, das gleichberechtigt mit den Sängern agiert. Für das Grobe ist Robinsons Antipode Robert Poulton zuständig. Der Bariton singt sich brillant und darstellerisch überzeugend quer durch alle Stimmlagen und Archetypen vom Bordgeck bis zu Dionysos höchstselbst. Er personifiziert jene Fratzen des Lebens, die immer beklemmender das Leben des Dichters erschweren, bis der Typhus ebenjenes aushaucht. Musikalisch erwachsen hier aus der sanften Melancholie rhythmisch prägnante, teils harsche Spitzen, die Kai Röhrig am Pult des hellwach musizierenden Mozartorchesters ebenso differenziert ins Ganze einzubetten vermag wie die Klageflächen eines Liebeskranken. Langer Premierenapplaus war der verdiente Lohn.

Florian Oberhammer

Jacky Terrasson solo im Sägewerk

Im Zwiegespräch mit dem Klavier – diese intimste Form der Improvisation fasziniert seit jeher. Neben modernen „Klassikern“ wie Keith Jarrett finden auch große Pianisten der Gegen-

wart wie Brad Mehldau sich selbst im Solospiel.

Einer, der die großen Hallen füllt, zeigte seine Kunst am Sonntag im einzigen aktuellen Österreich-Gig im intimen Ambiente des Sägewerks Bad Hofgastein: Jacky Terrasson. Mit 43 Jahren hat sich der Kosmopolit mit sowohl französischen als auch amerikanischen Wurzeln in der Elite der Pianisten festgesetzt. Und die Alte und die Neue Welt verbrüdernd sich auch in seinem Spiel, Debussy und Monk sind gleichberechtigte Inspirationen. Ungemein stark ist Terrassons Linke, die häm-

mernden Ostinati von „Mirrors“ kontrastieren mit zarten Klanglandschaften, wuchernde Impressionismen wechseln sich mit ironischen Zwietönen oder Inseln des Lyrischen („Somewhere over the Rainbow“) ab. So spannungsgeladen und farbenreich die höllisch perkussiven Ungeraden in „Caravan“ oder dem „Bolero“ durch den Raum schwirren: Terrasson hätte unter dem Schönegeistigen manches Standards durchaus noch den einen oder anderen Abgrund lüften dürfen. Der Faszination seines Spiels hätte das keinen Abbruch getan. -flo-

